

Prolog

FABIO 2025

Ich sollte nicht hier sein. Es könnte jederzeit so weit sein. Lea ist schon drei Tage über dem Termin und gestern hatte sie Vorwehen. Ich habe ihr versprochen, bei ihr zu sein, wenn unsere kleine Prinzessin zur Welt kommt. Und wo bin ich? Ich sitze auf diesem verdammten Boot und dümpel über den schwarzen Fluss. In einen engen Gummianzug gequetscht und eingepfercht zwischen vier Kollegen, die alle so tun, als wäre diese Übung das Highlight des Jahres.

„Neue Projektkooperation“, hatten sie gesagt. Klingt harmlos. Heißt in Wahrheit: viele Abteilungen, hohe Kosten, politischer Druck und null Spielraum, Nein zu sagen. Permanent zerre ich am Kragen des Neoprenanzugs. Schwarzes Hightech-Material, kugelsichere Weste darüber, Funk, Messer und Lampe. Ich fühle mich eher wie ein schlecht gelaunter Pinguin als wie der Leiter der Mordkommission. Aber wenn wir hier mit der Wasserpolizei gemeinsame Sache machen, darf ich nicht wie ein Fremdkörper wirken. Tarnung und Sicherheit, das volle Programm, denke ich, und rolle mit den Augen. Ich habe Verständnis und weiß, wie wichtig Übungen und perfekt einstudierte Abläufe sind und auch, dass jeder ein Teil des großen Ganzen sein muss. Somit sitze ich nicht mit Jeans und Pulli, sondern wie ein Polizeitaucher in Vollmontur hier, auch wenn nicht vorgesehen ist, dass ich ins Wasser gehe.

Das Motorboot gleitet nahezu lautlos über die Donau. Nur ein leichtes Vibrieren im Boden und ein kaum hörbares Surren lassen uns nicht vergessen, dass wir uns auf einem

der modernsten Polizeiboote mit Wärmebildkamera, Drohnenlandeplatz, abhörsicherem Funksystem und ultraschallbasierter Objekterkennung befinden. Der Himmel über uns ist schwarz, genauso wie die Wasseroberfläche. Der Mond scheint kaum, die Stadt ist nur ein fernes Glitzern. Die perfekte Nacht für Schmuggler. Oder für all jene, die glaubten, sie wären unsichtbar, denke ich. Also auch für unsere Übung. Der Tag wurde gut ausgewählt. Der meteorologische Bericht hat genau dies vorausgesagt. Doch den kennen nicht nur wir. Sollte heute tatsächlich jemand den gleichen Gedanken gehabt haben und etwas über den Fluss transportieren wollen, das nicht legal ist, befinden sich sieben weitere Polizeiboote mit je fünf Männern gut getarnt am Ufer oder treiben, so wie wir, still vor sich hin.

Wir nähern uns der Stadt. Mein Platz ist ganz vorn am Bug. Das Nachtsichtgerät halte ich fest an die Augen gepresst und erfasse die Gegend. Alles ist in grünliches Licht getaucht und es flimmert. Am Ufer starren mich Augen an. Sie leuchten. Füchse, Otter und Dachse schleichen in der Hoffnung auf leichtes Futter durch die Gegend. Sie erstarren, wenn wir vorbeifahren. Wir sind beinahe lautlos und unsichtbar, doch was Schmuggler nicht wahrnehmen können, ist für sie reiner Überlebensinstinkt. Sonst ist momentan nichts zu sehen. Es ist zu kalt für Liebende, die sich im Sommer abends am Ufer hinter jedem Gebüsch tummeln. Ich bin nicht sauer deswegen, denn im Gegensatz zu meinen Kollegen hinten könnte ich alles sehr genau sehen, und das muss nicht sein. Generell nicht, denn ich will es wirklich nicht sehen und zurzeit noch weniger. Ich will mich nicht beschweren, aber ohne den dicken Bauch war unser Sexleben grandios. In letzter Zeit wird es aber mehr und mehr zu einer akrobatischen Meisterleistung, die wir beide nicht forcieren. Mir kommt ein Grinsen aus. Mein kleiner Wirbelwind bewegt sich in den letzten Wochen wie ein Entlein und sie könnte aus der Haut fahren, wenn sie etwas alleine nicht schafft. „Irgendwas Interessantes zu sehen?“, höre ich die sonore Stimme von Mario hinter mir und ich schrecke aus meinen Gedanken auf. „Nein, nichts!“, gebe ich knapp zurück. Von weitem sieht man die große rote Reklame des neuen Möbelhauses am Donauparkstadion.

Es spiegelt sich im Wasser, fast wie eine Blutspur. Die Eisenbahnbrücke ist heute ungewöhnlich dunkel. Für unsere Übung wurde die Beleuchtung auf das Nötigste reduziert, offiziell genehmigt natürlich. Da der Schiffsverkehr für diese Nacht eingestellt wurde, braucht niemand die volle Ausleuchtung. Meine Gedanken wandern wieder zu Lea. Das Krankenhaus, das wir für die Geburt ausgewählt haben, kann ich von hier aus beinahe sehen. Wenn das Baby jetzt käme, wäre ich so nahe und dennoch viel zu weit weg. Scheiß-Timing. Kurz überlege ich, ob ich notfalls zu ihr schwimmen und im Taucheranzug im Kreißsaal antanzen würde, und muss mir eingestehen, dass das gar nicht so unrealistisch ist.

Ich schwenke das Gerät weiter, rauf zur Brücke. Und dann sehe ich sie. Eine Gestalt. Schlank. Still. Mehr Schatten als Mensch. Schwarz gekleidet, kaum auszumachen. Nur ein winziges Blitzen an ihrem Hals. Ein Kettchen. Der einzige Lichtpunkt an ihr. Sie steht einfach nur so da und sieht sich den Fluss an, wie es Touristen oft tun. Beinahe. Denn sie steht auf der falschen Seite. Hinter der Brüstung. Ich will etwas zu meinen Kollegen sagen, heraus kommt jedoch nur ein „Scheiße!“, als ich im Augenwinkel sehe, wie sie sich bewegt. Nicht weg. Nicht auf die rettende Seite, sondern nach vorne. Über die Kante. „Scheiße!“, brülle ich erneut. Diesmal lauter. Nahezu gleichzeitig platscht das Wasser an beiden Stellen. Dort, wo sie aufschlägt und hier, wo ich mich über den Rand des Bootes werfe.

Das eiskalte Wasser trifft mich wie ein Faustschlag im Gesicht. Hinter mir höre ich jemanden „Mann über Bord“ rufen. Ich schwimme, als würde der Teufel höchstpersönlich hinter mir her sein, aber ich kann sie nicht sehen. Immer wieder spielt sich die Szene vor meinem inneren Auge ab. Sie fällt. Wie in Zeitlupe. Arme, Haare, ein schmaler Körper und dann die Dunkelheit, die sie fast lautlos hat verschwinden lassen.

Ich war schon in Bewegung, bevor ich verstand, was ich vorhabe. Immer wieder tauche ich unter und der Schein-

werfer, der auf mich gerichtet ist, blendet mich. Weitere Kollegen springen in den Fluss. Ich kann ihnen nicht mitteilen, was ich tue oder wonach ich suche, dafür bleibt mir keine Zeit. Einer will mich ins Boot zurückziehen, aber ich entreiß ihm meinen Arm und tauche wieder ab. Plötzlich sehe ich sie. Ein Bein, ein Stück Stoff. Blonde, lange Haare, die wie ein Schleier im Wasser treiben. Meine Muskeln krampfen, aber das Adrenalin zerzt mich vorwärts. Ich greife unter ihre Arme und ziehe sie an mich. „Hab dich“, presse ich hervor, obwohl sie mich nicht hören kann. Oder doch? Sie sieht mich kraftlos, aber entsetzt an. „Nicht!“, keucht sie. Zwei Kollegen stoßen zu uns und helfen mir, sie ins Boot zu hieven. Hände greifen nach ihr und zerren sie aus meinem Griff. Ich halte sie fest, zu fest, bis mir klar wird, dass sie nicht mehr zurück in die Finsternis rutschen kann.

Erst als wir beide an Bord liegen, klatschnass, keuchend, halb erfroren, wage ich zu atmen. Unsere Blicke treffen sich, dann schließt sie langsam ihre Augen. „Lass mich sterben. Bitte. Es wird nie aufhören!“, flüstert sie mit zitteriger Stimme. Traurig und beinahe anklagend. Bevor ich etwas erwidern kann, verliert sie das Bewusstsein.